Nummer 237 Montag, 11. Oktober 1926

Berliner Familien-Zeitung

Liebe und Kreuzworträtsel

ROMAN VON PAUL VAN DER HURK

[N. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Und wie bist du denn nach Paris gekommen?"

„Ich liebte Paris über alles, ohne es zu kennen. Ich hatte so viele französische Bücher gelesen und immer wieder wurde Paris als die schönste und interessanteste Stadt geschildert. Und dann hatte man mir gesagt, daß ich dort viel billiger leben könnte.

Ich wollte eigentlich zum Film!"

„Du wolltest zum Film?"

„Ja, aber es gibt drüben so viele hübsche Mädchen, die zum Film wollen. Es ist doch nur ein Zufall, wenn man ankommt, oder man muß Verbindungen haben. Und ich kannte niemand. Ich fuhr nach Paris, weil das von Kind an mein Wunsch gewesen war, und weil ich hoffte, dort mit meinen englischen Sprachkenntnissen, vielleicht als Korrespondentin oder so, etwas verdienen zu können. Aber es war schwieriger, als ich dachte. Ich konnte natürlich zunächst ganz gut leben, aber ich verdiente nichts, und das Geld schmolz trotz meiner Sparsamkeit immer mehr zusammen. Endlich fand ich eine Annonce, worin amerikanische Mannequins für ein großes Pariser Modehaus gesucht wurden. Ich meldete mich und wurde sofort angestellt. Jetzt begann eine sehr unangenehme Zeit. Meine Chefs und überhaupt die Männer stellten mir nach, aber es waren so ganz andere Männer als meine Freunde drüben, und meine Kolleginnen waren so ganz anders als ich, sie konnten es nicht verstehen, daß ich noch keinen Freund hatte oder gar zwei und kein Auto und eine schöne Wohnung, und ich war wirklich nicht prüde, ich bin so oft mit ausgegangen und mit ausgefahren, aber ich habe mich nie verliebt."

Hans Eberhard lächelte wieder.

„Glaubst du mir nicht, Jonny?"

„Doch, Grace, und ich fühle mich außerordentlich geschmeichelt —, aber, wie kamst du denn nach Nizza?"

„Wir hatten eine große Modenschau, mit einer Schönheitskonkurrenz, und ich bekam den ersten Preis: eine vierzehntägige Reise an die Riviera. Und die schönen Kleider, Jonny," fügte sie etwas verlegen hinzu, „sind auch nicht alle von mir. Die Firma hat sie mir mitgegeben für Reklame, ich mußte mich dabei verpflichten, wenn mich jemand fragen sollte, zu sagen, aus welchem Atelier sie sind. Und jetzt muß ich wieder nach Paris zurück —, die vierzehn Tage sind um."

„Das werden wir uns noch überlegen, Grace." Sie kehrten jetzt zurück. Hans Eberhard faßte wieder ihren Arm: „Eins steht auf jeden Fall fest: du hast nicht viel, und ich habe nicht viel, das gibt zusammen auch noch nicht viel —, aber ich denke, wir bleiben trotzdem zusammen, das heißt, wenn du nicht nur einen reichen Mann heiraten willst."

Statt einer Antwort sagte sie:

„Ich bin wieder sehr glücklich, Jonny."

„Ich auch, Grace, aber . . ."

Sie sah ihn fragend an.

„Ich habe das Geld schätzen gelernt, denn ich habe es lange genug entbehrt."

Sie gingen, doch etwas in gedrückter Stimmung, zurück. Ein Gewitter hing über Mentone. Sie hatten auf die immer größer werdenden Wolken nicht geachtet und spürten jetzt schon die ersten Tropfen auf der Hand. Sie mußten laufen, wenn sie noch halbwegs trocken zum Hotel kommen wollten.

Als ich vor acht Jahren nach Berlin kam, dachte Hans Eberhard, hatte ich auch nichts, außer großen Plänen und Hoffnungen. Aber so ist das Leben: die Optimisten werden oft enttäuscht und um ihr berechtigtes Glück betrogen, und den Pessimisten fliegt es häufig genug in den Schoß, ohne daß sie etwas davon merken.

Als sie am Abend lange über ihre Zukunft gesprochen hatten, sagte Grace:

„Nein, ich fahre nach Paris zu meiner Firma zurück."

Irgendwie kam da die praktische Amerikanerin bei ihr zum Vorschein.

„Wir können doch nicht von nichts leben."

„Also, du willst mich verlassen?"

„Nein, du kommst mit!"

„Einverstanden!" gab er zur Antwort. „Aber, wenn du nicht ein so trauriges Gesicht machst, denn nach Regen kommt Sonnenschein, wenn es auch diesmal — er deutete zum Fenster hinaus — nur ein Zipfelchen vom Mond ist."

Da lachten sie beide wieder. Und doch war ein Gespenst um sie, das ihre Fröhlichkeit verscheuchte, irgend etwas lastete auf ihren Schultern. Es war, als ob der erste Regenguß, der in Mentone über sie niedergegangen war, ihr von allen Sorgen losgelöstes Glück mit dem Ernst des Lebens getränkt hätte; sie wußten, daß ihnen ein Kampf bevorstand, dem sie beide hatten entfliehen wollen: es war der Kampf um das Dasein.

8. Kapitel.

Happy end

„Das Manuskript ist sehr nett, wirklich sehr nett, aber der Schluß gefällt mir nicht."

„Wieso? — Sie kriegen sich doch — Verlobung, Kuß — happy end."

„Das nennen Sie happy end, wenn zwei junge Leute, die sich lieben, auf der Straße stehen und nichts zu beißen haben. Ich nenne das eine Tragödie — eine Profanierung der Armut."

„Sie meinen: Ironisierung des Reichtums."

„Wie Sie wollen, aber das Publikum will eine Lösung — es will aufatmen, für seine Helden — so, Gott sei Dank! Aber hier? Sagen Sie selbst, was kann der Mann schon mit seiner Schriftstellerei verdienen? Denn seine Geschäfte fallen doch immer ins Wasser — sagen wir: ein steuerfreies Einkommen —, er hat natürlich keine Wohnung. Woher sollte er eine haben, er hat nicht einmal einen weißen Schein . . ."

„Aber, erlauben Sie mal, das Publikum denkt doch bei einer Verlobung in Mentone nicht an die Wohnungsnot in Berlin."

„Was sagen Sie? Tausende Leute, die keine Wohnung haben, werden denken: Ende? Jetzt fängt das Elend erst an. Wir sind auch seit drei Monaten glücklich verheiratet, und wie glücklich. Wir hocken auf einer Stube und haben uns jede Stunde in den Haaren, weil wir keinen Platz haben. Das Publikum will doch die Hauptpersonen beneiden, sie müssen Glück haben zum Schluß!"

„Das Publium . . ."

„Lassen Sie doch den „großen Coup" gelingen!"

„Dann hört doch jede Spannung auf."

„Oder lassen Sie doch das Mädchen wirklich reich sein."

„Das ist schon tausendmal dagewesen und so fad —, das ist schon Schablone: man nimmt ein reiches amerikanisches Mädchen —, als ob alle amerikanischen Mädchen reich seien."

„Aber, du lieber Gott, sie wollen doch einen glücklichen Zufall, ein gütiges Geschick zeigen!"

„Ist das nicht ein gütiges Geschick, wenn sich zwei Menschen treffen, die sich lieben?"

„Sie sind ein Optimist!"

„Vielleicht!"

„Und dafür lassen Sie ein Mädchen aus Amerika und einen Mann aus Berlin nach Mentone fahren. Das können Sie doch hier auf dem Kurfürstendamm auch haben —, aber so ist es immer mit den Herren Autoren. Anfangs ist die Sache sehr nett, und zum Schluß fällt ihnen nichts mehr ein!"

Hans Eberhard schlug jetzt verärgert sein Manuskript zu:

„Also, Herr Direktor, wollen Sie es machen, oder wollen Sie es nicht machen? Ueber den Schluß lasse ich mit mir reden, das ist eine Kleinigkeit . . ."

„Ich muß mir die Sache überlegen", antwortete der Direktor der Pluto-Filmgesellschaft.

„Dürfte ich mal mit meiner Frau telephonieren?" fragte Hans Eberhard.

„Bitte sehr!" sagte der Direktor freundlich und wollte das Zimmer verlassen.

„Bleiben Sie doch ruhig hier, ich habe wirklich keine Geheimnisse."

— — — — — —

„Hallo — ja, ich bin es, hat jemand angerufen?"

— — — — — —

„So, hat angerufen, das ist fein — so, großes Interesse —, nein, ich glaube nicht — doch, das wohl, aber der Schluß gefällt nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Vögel, die uns nicht erreichen

Ein Liebling des Feinschmeckers

Im Oktober pflegt bei uns ein Vogel auf die Tafel zu fliegen, den nur ein völlig prosaischer Mensch Wachholderdrossel nennt. Der Genießer rechnet sich nicht zu den prosaischen Naturen; er, mit seinen zarten Feinheiten, deren jede eine Kunst für sich voraussetzt, nimmt weder eine gemeine Wachholderdrossel, auch Ziemer genannt — das ist der kleine Blaukopf mit den braunen Schultern und der weißen Weste — in den Mund, noch auch die sogenannte Misteldrossel in ihrem olivgrauen Gewand — nein, der Genießer der erlesenen Tafelfreuden redet, poetisch fein Opfer verklärend, nur von Krammetsvögeln.

Außerdem kommt auch noch manche Singdrossel unter dem Namen Krammetsvogel auf den Markt. Die beste Sängerin ist — wie scheußlich! — gerade gut genug, um in die Pfanne getan zu werden. Sie ist deshalb schon von je der Liebling der „Notleidenden" gewesen, ein würdiger Braten, von dem der große Sänger Horaz, der die kleinen Sänger so gern verspeiste, des Rühmens kein Ende findet. Er schwärmt von den Singdrossel-Voliären des alten Roms, in dem die Krammetsvögel kunstgerecht gemästet wurden. Von dieser Methode ist man abgekommen. Unsere Feinschmecker wünschen, daß sich die Krammetsvögel im Freien ihre Nahrung suchen, ehe ihnen die Kehle zugedrückt wird; sie haben herausgeschmeckt, daß der freihändig als Nahrungsflüge ziehende Krammetsvogel ein gewürziger schmeckendes und leichtverdauliches Fleisch liefert. Da das Insektenfressen dem Fleische der Drossel Sommers über hingibt, das Fleisch nicht delikater und aromatischer macht, warten man den Herbst ab, der in seiner bunten Fülle am Weinstock und Holunderstrauch die Beeren reifen läßt, die neben Preißel-, Heidel- und Wachholderbeeren dann einen Hauptreiz für die Drosselzunge bilden. Diese saftige Nahrung gibt dem armen Tierchen, das nicht ahnt, daß es bei Feinschmecker nunmehr als „höchste Eisenbahn" erklärt, daß es gerupft in die Kasserolle wandert, erst die höhere Weihe.

Am mörderischsten geht man in Italien den Singdrosseln zu Leibe. Ein Markt in einer italienischen Stadt ist jeden Morgen mit den Ständen der Vogelhändler bedeckt, wo in langen Reihen ungezählte Singvögel ihrer Käufer harren. Viele Tausende von hingemordeten Drosseln in allen Farben füllen dort die Körbe oder sind auf Fäden aufgereiht.

Es ist schlimm, wenn einem die Natur zu viel schenkt: erstens eine liebliche Stimme, zweitens ein wohlschmeckendes Fleisch. Man ist dann vor Verfolgern nicht sicher.

Schm.-Hg.

„Die Liebe zu den drei Orangen"

Prokofiew in der Staatsoper

Der Handlung oder eigentlich den Handlungen, denn es folgen ihrer zwei aufeinander, die kaum notdürftig miteinander verknüpft sind, liegen einfache alte Märchenmotive zugrunde, die Prokofiew sich von Carle Gozzi hergeholt hat: die Geschichte vom kranken Prinzen, der nur durch das erlösende Lachen geheilt werden kann, und die Rettung der verzauberten Prinzessin aus dem Hexenschloß. Das ist in die phantastische Welt eines „Spielkartenlandes" versetzt, wo gegen den guten, alten, vertrottelten Treffkönig, den der Magier Tschelio beschützt, eine finstere „Pique"-Partei mit Hilfe der bösen Hexe Fata Morgana konspiriert; wo Magier und Hexe um das Schicksal ihrer Schutzbefohlenen pokern und sich zanken wie ein Droschkenkutscher mit einem Marktweib; wo Pantalon und Truffaldino, die typischen Figuren der altitalienischen Stegreifkomödie, die Fäden des Spieles in der Hand halten, eines Spieles, in dem alle Gesetze der Wahrscheinlichkeit und Logik aufgehoben sind, und das nichts sein will, als lustig-lustiges Theater, das sich über sich selber lustig macht. So greifen an entscheidenden Wendepunkten, wenn es anders nicht mehr weiterginge, die „Sonderlinge", die zu beiden Seiten des Prozeniums postiert, nach Art des antiken Tragödienchors die Handlung kommentierend, tätig ein, retten die verschmachtende Prinzessin in der Wüste durch rechtzeitige Gestellung eines Eimers Wasser und sperren die obsiegende böse Fee in einen Turm.

Man könnte sich nun denken, daß das alles wirklich recht lustig sein könnte; aber es ist nicht lustig. Witz, Laune und Uebermut, Tempo vor allem und schlagkräftige groteske Einfälle fehlen empfindlich, und die am hergebracht Possenhaften hängende Regie Holys war nicht dazu angetan, über diese Mängel hinwegzutäuschen. So fängt der Zuschauer bald an, sich zu langweilen, und je länger es dauert (es dauert glücklicherweise nur zwei Stunden), desto mehr kriegt er die Geschichte satt. Selbst das bewährte Mittel der Parodie versagt. Die Travestierung des dritten Siegfried-Aktes (Wotan-Tschelios Beschwörung und vergeblicher Versuch, den zur Erlösung eilenden Helden zurückzuhalten) ist zu geistlos, um komisch zu sein; höchstens wirkt sie ein bißchen ärgerlich. Das kommt eben davon, wenn ein Autor weder tragisch noch komisch noch lyrisch noch unterhaltend sein will, sondern nur — absonderlich.

An diesem Eindruck ändert auch die Musik nicht viel, die zweifellos ihre Vorzüge hat. Es ist eine Musik, deren Stil sozusagen die Stillosigkeit ist, die unbekümmerte Verwendung und Mischung aller Ausdrucksmöglichkeiten, allerdings gebunden durch ein außerordentlich unromantisches, sachliches und lebendiges Temperament. Immer etwas Neues bringen, in schnellem, kaleidoskopartigen Wechsel eine Fülle meist bizarrer und grotesker Einfälle aneinanderreihen, das buntgewürfelte Bühnen geschehen handgreiflich illustrieren — das ist die Signatur dieser, in ihrer wechselvollen Rhythmik und pikanten Instrumentation oft fesselnden Musik. Der freche, knallige Marsch, der durch Konzertaufführungen schon eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, ist für die ganze Art bezeichnend, die nicht Kunst im höheren Sinn, sondern Kunsthandwerk von größtem artistischen Raffinement sein will.

Dieses Raffinement, d. h. materiell gesprochen: die unerhörte Schwierigkeit der Partitur ist einer von den vielen Einwänden, die gegen diese Uropper zu erheben sind. Wenn sowas nicht aus dem Aermel geschüttelt wird — eine Stegreifkomödie mit hundert Proben ist ein Unsinn! Nun ist es allerdings das Verdienst Leo Blechs, daß man der musikalischen Kompliziertheit gar nicht gewahr wird; das geht alles so leicht und selbstverständlich am Schnürchen, daß man meinen könnte, es sei die einfachste Sache von der Welt. Doch der Musiker weiß die hohe Kunst, die Feinheit, Sauberkeit und Präzision des ganz sachlich und unaufdringlich am Pult wirkenden Meisters und seines Orchesters nach Gebühr zu schätzen. Sehr gelungen sind auch die fantasievollen Bühnenbilder und Kostüme, die Aravantinos geschaffen hat, und die tänzerische Gestaltung der Zwischenspiele „Marsch" und „Scherzo" durch Terpis, Elisabeth Grube und Kreutzberg. Den Sängern fallen ja die undankbarsten Aufgaben zu: darstellerisch fügten sie sich etwas steif und schwer in den Rahmen einer gewollten phantastischen Unwirklichkeit. Hervorzuheben sind etwa Gertrud Bindernagel, die sich, um den Prinzen zum Lachen zu bringen, eine etwas gar zu drastische Zurschaustellung ihrer Rückseite gefallen lassen muß, Helgers als König, Henke als beweglicher Truffaldino, und List, der sich in Gestalt der gewaltigen baßsingenden „Köchin" — einer Kreuzung aus der Knusperhexe und der Köchin aus Strindbergs Gespenstersonate — einen Sondererfolg holte. Im übringen wirkten die Damen Koettrik, Müller, Knepel, Alpar und Guscalewicz, die Herren Hutt, Schützendorf, Fleischer, Braun, Krasa, Philipp und Matzke verdienstlich mit.

Der Beifall setzte nach den Aktschlüssen sehr zögernd und dünn ein, und steigerte sich erst am Schluß zu einer gewissen Herzlichkeit, die, wie die lauten Rufe nach Blech zeigten, in erster Linie der musikalischen Darstellung galten. Mit dem Dirigenten und den Hauptdarstellern konnte sich auch der Dichterkomponist wiederholt vor dem Vorhang zeigen. Wenn er nicht Prokofiew hieße, sondern Max Schulze, wäre er glatt ausgepfiffen worden.

Dr. Heinz Pringsheim.

Im Lustspielhaus wird als nächste Novität das Lustspiel „Die Herzogin von Elba" von Rudolf Lothar und Oskar Ritter-Winterstein vorbereitet. Werner Richard Heymann hat es übernommen, das Stück musikalisch zu illustrieren und die musikalischen Einlagen zu komponieren. Die Premiere findet in Abänderung des bekanntgegebenen Spielplans am Mittwoch, 13. Oktober, abends 7½ Uhr statt.

„Die Nadel"

Ernst Kornitzers Sternheim-Spiel

Die „Gemeinschaft für neue Theaterkultur" veranstaltete als zweites Matinee ihrer Sonntagaufführungen Ernst Kornitzers Lustspiel „Die Nadel". Programm dieser Gesellschaft ist das übliche: Bekämpfung des heutigen Spielplans und des Starsystems. Ein löbliches Programm, das alle solche jungen Gemeinschaften haben. Es bleibt aber ein Blatt Papier, solange nicht die Erfüllung da ist. Zuerst gaben sie Klaus Mann, der mit einem Begriff Gemeinschaft, Theater oder Kultur so wenig zu tun hat wie nur irgendein Autor, der heute schreibt, weil er leider keinen passenden Beruf findet. Ernst Kornitzer, Schüler Sternheims — was kein Vorwurf sein soll, denn warum soll man nicht Schüler eines verehrten Lehrers sein? — ist schon ein wesentlicherer Autor. Er hat Witz und eine kalte Sachlichkeit der Pointe, die geistreich zur rechten Zeit sich einstellt, und er balanciert einen Einfall sehr lustig auf den Fingerspitzen. Hier handelt es sich um eine Haarnadel, die in einem Ehebruchsbett gefunden wird von einem von klassischer Bildung infizierten halbwilden Spießbürger zum Ausgangspunkt einer konfusen Familienhetz gemacht wird.

Es ist bestes Sternheimsches Bürgerpuppentheater, ein Feuerwerk also, das mit scharfen Raketen nicht spart. So etwas gefällt auch in einer Zeit, wo es auf die These nicht mehr ankommt, weil der Allgemeingut geworden ist. Mit neuer Theaterkultur hat das alles nichts zu tun. Aber es ist eine scharfe, spritzige Antibürgertour. Wenn man gern einmal mitmacht. Wenn nun noch ein Regisseur dagewesen wäre, der Mittel und schöpferische Einfallskraft gehabt hätte, wäre aus der „Nadel" ein sehr amüsantes Abendstück zu machen gewesen.

So aber spielten die spiellustigen Schauspieler Herrn Alfred Wolf an die von Franz A. Flachsländer bemalte Kulissenwand, und wer von ihnen nicht schon eine Form hatte, wie etwa Lotte Stein, die rund und wirksam und akzentsicher war, der bekam auch keine. Franz Scharwenka hat Anlagen. Aber eigentlich zu allem, und er gab auch von allem eine Probe. Daß das im ganzen nicht gut geraten konnte, ist wohl klar. Marianne Oswald, Ilse Dammann, Hans Jungbauer und Richard Weimar hatte der Regisseur sich ebenfalls ganz überlassen. Sie fanden sich manchmal aber doch zueinander und deshalb kann man nicht von Schlechtes über sie sagen.

Der ganze Sonntag soll aber noch aus dem Theaterressort im das Lokalressort geruscht sein. Man behauptet nämlich, daß der Veranstalter des Tages, Wolf Barbach, mit der Kasse verschwunden wäre. Bis zur Stunde war eine Prüfung der Tatsachen nicht möglich. Aber es scheint etwas unwahrscheinlich, daß jemand, der einen so brennenden Ehrgeiz sich durchzusetzen hat, wie Wolf Barbach, eine solche Torheit begeht.

Manfred Georg.